



inga  
hanka little  
hollywood  
roman

ecco

**inga hanka**  
**little hollywood**

**roman**

Ecco

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber an den aufgeführten Zitaten ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall nicht möglich gewesen sein, bitten wir um Nachricht durch den Rechteinhaber.

[www.eccoverlag.de](http://www.eccoverlag.de)

1. Auflage 2026

© 2025 Inga Hanka

Originalausgabe

© 2025 Ecco Verlag in der

Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH

Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg

[info@harpercollins.de](mailto:info@harpercollins.de)

Gesetzt aus der Scala

von GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7530-0129-6

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten. Die Rechte der Urheberin und des Verlags bleiben davon unberührt.*



Druckprodukt mit finanziellem

**Klimabeitrag**

[ClimatePartner.com/15109-2009-1001](https://ClimatePartner.com/15109-2009-1001)



**mai**

»Diesen Sommer«, sagte er und sah Ronja an,  
»ja, diesen Sommer werde ich bis an  
mein Lebensende in mir tragen.«

*Ronja Räubertochter*

# eins

Das richtige Leben beginnt für mich eine Stunde früher als für alle anderen. Ich lehne mich auf meinem Stuhl zurück und schliesse einen Moment die Augen. Die Stille ist voller Geräusche. Das eilige Kratzen eines Füllers über einen Klausurbogen, wahrscheinlich gehört er Karo. Kaugummikauen. Das Zischen einer Flasche Mineralwasser beim Öffnen. Schlucken. Seufzen. Umblättern. Der kaputte Lautsprecher brummt, das macht er seit der Siebten, es ist mir schätzungsweise ab der Achten nicht mehr aufgefallen. Die Uhr tickt.

Ich öffne die Augen.

Für einen Moment spiele ich mit dem Gedanken, doch weiterzuschreiben oder meinen Text wenigstens auf Fehler zu überprüfen, wie ich es immer tue.

Getan habe, denke ich. *Passé composé*. Vergangenheit.

Ich hole tief Luft, und als würde ich mir damit selbst den Rückweg versperren, schreibe ich »Fin« unter meine Interpretation von Molières *Le Malade imaginaire*. Die Buchstaben versee ich mit winzigen Serifen, sodass sie aussehen wie aus dem Abspann von *La Boum*, den ich mir zur Vorbereitung auf diese Klausur ausgeliehen habe. Ich lege den Stift zur Seite.

Fertig.

Für einen Moment kommt es mir vor, als hörte ich schon das Wasser gegen den Steg schwappen, doch es ist nur wieder das Rauschen in meinen Ohren, das immer lauter wird, wenn ich aufgeregt bin.

Als ich aufstehe, schnellen die sieben anderen Köpfe des Französisch-LKs mit mir in die Höhe. Unruhe breitet sich aus, aber der Schmidt bemerkt mich erst, als ich meine Klausur auf sein Pult lege, direkt neben seine Füße. Hastig nimmt er die Beine vom Tisch und setzt seine Brille auf.

»Mademoiselle Ziegler«, sagt er. »Sie geben freiwillig ab?« Er ist so überrascht, dass er sogar Deutsch redet. »Sie haben aber noch eine Stunde, die sollten Sie nutzen.«

Ich schüttele den Kopf. Mein Pferdeschwanz kitzelt in meinem Nacken, Vorfreude in meinem Bauch.

»Ich habe noch was vor«, sage ich, zu leise, dass es jemand hören kann, laut genug, dass ich es tatsächlich ausgesprochen habe. In mir regt sich etwas, was mich ans Radfahrenlernen erinnert, an das Gefühl, in die Pedale zu treten, noch etwas wackelig, aber entschlossen, und plötzlich die Erkenntnis: Da ist niemand mehr, der mich festhält. Ich fahre allein.

Auf dem Weg nach draußen bohrt sich Karos Blick in meine Stirn, ein stummes »Was tust du da?«. Ich sehe weg. Dann hallt das Geräusch der zufallenden Tür durch den leeren Flur, und es ist still, diesmal wirklich.

Zehn nach zwölf, nie wieder Schule.

Ich nehme einen Umweg zum Ausgang, vorbei an meinem ehemaligen Klassenzimmer aus der Fünften, vor dem ein paar verlassene Turnbeutel hängen. Vorbei am Getränkeautomaten, dessen Tomatensuppe als ultimative Herausforderung gilt. Vorbei am Schwarzen Brett, wo je-

mand mit Fineliner einen winkenden Penis auf den Vertretungsplan gemalt hat.

Vorbei, denke ich, während ich die Treppe zur Eingangstür hinuntersteige. Vorbei, vorbei, vorbei. Ich sage es mir immer wieder, um es glauben zu können, und ganz kurz denke ich daran, dass ich den Notenschnitt vielleicht nicht geschafft habe, dass ich mich vielleicht nicht in Köln bewerben kann, für den Numerus clausus brauche ich vierzehn Punkte. Doch heute spielt das keine Rolle.

Die unterste Stufe hüpfte ich hinunter. Im Fenster der Eingangstür klebt mit Tesafilm ein Schild, Textmarker auf Karopapier: *Heute Abiturprüfungen, bitte Ruhe!* Erst bin ich unschlüssig, sehe mich um, doch weil ich ohnehin grade dabei bin zu tun, was ich noch nie getan habe, reiße ich es ab, falte es zusammen und stopfe es in meine Hosentasche. Ich werde es später als Andenken in mein Notizbuch legen. Mein Herz klopft so laut, dass es zwischen meinen Ohren hallt, und als ich nach draußen gehe, muss ich mir ein Lachen verkneifen.

Die Luft ist überraschend warm für Anfang Mai, und die Buche vor dem Eingang scheint seit heute Morgen grüner geworden zu sein, als wäre der Frühling, während ich über Molière gebrütet habe, hinter meinem Rücken zum Sommer geworden. Es fühlt sich an, als könnte ich ihn einatmen, diesen ersten warmen Tag, beinahe ein Sommerferiengefühl, nur ohne Ferien, dafür mit dem Rest meines Lebens.

Die Schatten der Blätter tanzen auf meinen nackten Armen. Ich balanciere über das Pflaster auf dem Vorplatz, ohne auf die Fugen zu treten, denn seit wir *Besser geht's nicht* gesehen haben, ist mein Bruder Ben davon über-

zeugt, das bringe »grauenhaftes Unglück«. Und auch wenn ich nicht daran glaube, sicher ist sicher.

Ein Husten, ich stolpere und drehe mich zur Rauchertreppe um.

Auf der obersten Stufe sitzt Jo, zieht an einer Zigarette und starrt in die Luft. Der Metallbügel seines Kopfhörers ist ihm in den Nacken gerutscht, und er hält einen Discman in der Hand. Ohne sein übliches Grinsen sieht er anders aus. Wie auf einem Foto, von dem er nicht mitbekommen hat, dass es gemacht wurde. Sein Bundeswehrrucksack liegt ein paar Stufen unter ihm, als hätte er ihn von sich geschleudert.

Ich bin wohl nicht die Einzige, die früher abgegeben hat.

Jo scheint mich nicht gesehen zu haben, trotzdem gehe ich etwas schneller um die Ecke. An meinem Fahrrad angekommen, werfe ich meine Tasche in den Korb und fahre los, die ersten Meter im Stehen, mit durchgedrückten Beinen und Fahrtwind im Gesicht.

Es ist noch Zeit, und ich müsste mich nicht beeilen, aber ich will, und deswegen rattere ich zügig über das Kopfsteinpflaster auf dem Marktplatz. Ich fahre am Kino entlang, das jetzt schon für *Star Wars: Episode I – Die dunkle Bedrohung* wirbt, dabei startet der erst im August, Karten habe ich natürlich trotzdem schon. Dann am Café vorbei, jemand ruft meinen Namen, und ich hebe den Arm, ohne hinzusehen, weil ich in Gedanken schon zehn Minuten weiter, schon am Wasser bin.

Schließlich verlasse ich die Innenstadt und biege in die Allee ein, die zum See führt. Man nennt sie die *Todesroute*, weil regelmäßig Autos vor die alten Linden fahren. Um viele der dicken Stämme wickeln sich mittlerweile Verbände aus schwarzen Folien.

Ich denke an Olli und lächele dabei, weil ich nicht mehr an Olli denken kann, ohne zu lächeln, seit er mich neulich Nacht auf dem Heimweg geküsst hat.

Wir lagen genau hier, rücklings mitten auf der *Todesroute*, eine seiner Mutproben. Direkt neben seinem Oberkörper sah ich die glänzenden Partikel in der weißen Farbe der Fahrbahnmarkierung wie winzige Sterne das Licht reflektieren und dachte pausenlos daran, dass vielleicht gerade in diesem Moment ein Auto mit hundert Sachen auf uns zuraste. Aber dann küsste er mich, und über uns schien der Mond durch die Blätter der Bäume, und hinterher schrieb ich *schweben* auf die Liste in meinem Notizbuch, denn genau so fühlte es sich an. Wie Schweben.

Ich fahre noch ein bisschen schneller.

Hinter den Kohlfeldern führt ein Wirtschaftsweg zum Segelclub. Ein hoher Metallzaun umgibt das Gelände, dessen Eintritt ausschließlich Mitgliedern gestattet ist.

Nach unserem Umzug hierher, als ich elf und Ben vier war, ist meine Mutter dem Verein beigetreten. Eigentlich eine Notlösung, weil wir uns nach der Trennung keinen Urlaub leisten und so wenigstens unser Zelt auf der Wiese neben dem Clubhaus aufbauen konnten. Doch seither habe ich jeden meiner Sommer hier verbracht. Dieses Jahr werde ich das auch noch tun, danach vielleicht nie wieder. Ein seltsamer Gedanke. Ich schalte einen Gang höher. Jeder Atemzug ist jetzt Brause in der Lunge.

Zwischen den Streben des Zauns schimmert es blau, und die Luft wird etwas frischer. Ich bremse, steige ab, schließe das Tor auf und stelle mein Rad neben dem Clubhaus ab.

Auf der Campingwiese ziehe ich meine Schuhe aus und trete prompt in eine der Disteln, die hier überall wachsen, aber ich bemerke es kaum. In großen Schritten laufe ich die Böschung hinunter, mein weites T-Shirt schwingt dabei wie ein Rock.

Noch ist niemand zu sehen, also gehe ich den Steg hinunter, setze mich und strecke die Beine ins Wasser. Es ist so kalt, dass mir im ersten Moment die Luft wegbleibt, aber irgendwie fühlt es sich gut an. Ich schließe die Augen, spüre die Sonne auf meinen Wangen und konzentriere mich wieder auf die Geräusche, auf Ollis Schritte, die jetzt jeden Moment kommen müssten. In meiner Vorstellung sehe ich ihn vor mir, wie er sich im Laufen das Hemd über den Kopf zieht, »Komm schon, Angsthase!« ruft, an mir vorbeirent und ins Wasser springt.

Ich nehme mir vor zu warten, bis er im Wasser ist, dann erst aufzustehen, die Sekunden laut mitzuzählen, bis es haargenau zehn nach eins ist und am anderen Ende der Stadt der Schulgong läutet. Erst dann werde ich hinterherspringen. Und wenn er mich nicht küsst, dann küsse ich eben ihn.

Noch fünf Minuten.

Die Leinen und Fallen der vertäuten Boote schlagen gegen ihre Masten und machen ein klingelndes Geräusch. Die Wasseroberfläche glitzert in der Sonne. Keine Schritte.

Ihm ist bestimmt etwas dazwischengekommen.

Vielleicht hatte er einen Unfall, denke ich, vielleicht ist sein Reifen platt, vielleicht hat ihn sein Lehrer einfach nicht gehen lassen, der ist ziemlich bescheuert, Mathelehrer halt, vielleicht ist einem seiner Mitschüler etwas passiert, und er musste helfen.

Um zwei sitze ich noch immer da und stelle mir vor, wie er doch noch angerannt kommt, außer Atem und verschwitzt, schon von Weitem »Sorry« ruft, »Es tut mir leid« und »Du wirst nicht glauben, was mir passiert ist«. Ich stelle mir das auch noch um halb drei vor und noch um drei. Nur dass er es nie ernst gemeint hat, dass er gar nicht vorzeitig abgegeben hat, dass er nicht kommen wird und niemals vorhatte zu kommen, obwohl es doch sein Vorschlag gewesen ist, das brauche ich mir nicht vorzustellen.

Um zwanzig nach drei stehe ich auf. Als ich den ersten Schritt mache, sticht es in meiner Fußsohle, und ich sehe nach, ob von der Distel vorhin doch ein Stachel stecken geblieben ist. Aber da ist nichts. Trotzdem tut es weh. So weh, dass ich humpeln und mir auf die Lippe beißen muss, um die Tränen zu vertreiben.

\*

Zu Hause steht meine Mutter mit ausgebreiteten Armen in der Mitte des Wohnzimmers, das auch ihr Schlafzimmer ist, aber die Couch hat sie eingeklappt, sodass man es nicht sieht.

»Herzlichen Glückwunsch!« Sie trägt noch ihre Arbeitskleidung: schwarzer Rock und weiße Bluse, strenger Dutt, von dem kriegt sie immer Kopfschmerzen, eine andere Frisur kommt für sie trotzdem nicht infrage. Vor ihr auf einem Teller liegen Berliner, eine Rosinenschnecke und vier Vanillestüchen.

»Hab ich gerettet«, sagt sie, als sie meinen Blick sieht. »Zur Feier des Tages.«

Es hat tatsächlich etwas Feierliches, wie sie das Gebäck nun mit einer Bewegung aus dem Handgelenk präsentiert.

Wenn man den angespannten Zug um ihre Lippen ignoriert, sieht sie beinahe aus wie früher, als wir grade hergezogen waren, sie frisch im Café arbeitete und uns von dort manchmal die Reste zum Abendbrot mitbrachte. Angedatschte Sahnetortenstücke, halb belegter Erdbeerboden, zerdrückte Croissants, ab und zu eine Praline mit Delle und mal aus Versehen mit Eierlikör. Wir aßen sie auf dem Boden vor dem Fernseher, sahen dabei *Gegen den Wind*, und meine Mutter versprach uns, eines Tages würden wir nicht mehr bloß am See zelten, sondern am Meer leben und morgens in die Brandung springen.

Ich mache einen Schritt ins Zimmer, und nachdem ich sie den ganzen Weg nach Hause erfolgreich heruntergekämpft habe, spüre ich die Tränen nun in meinen Hals steigen.

Meine Mutter versucht sich an einem Lächeln, und plötzlich, ich kann nichts dagegen tun, überkommt mich der Drang, in ihre Umarmung zu fliegen. Ich will meine Wange an ihre Schulter legen, will, dass sie mir übers Haar streicht und sagt »Das wird schon wieder«, und dann will ich ihr das glauben.

Doch da kommt Ben aus meinem Zimmer, in das er sich immer verdrückt, wenn ich nicht da bin, sein Bett im Flur ist eben kein eigener Raum, auch wenn es hinter einem Vorhang mit Sternen und Planeten steht.

»Mama hat den Milchkaffee in den Ausguss gekippt, wir haben ewig auf dich gewartet«, sagt er, kein Vorwurf, eine Feststellung, aber der Moment zwischen meiner Mutter und mir ist trotzdem vorbei, schon lange vorbei, eigentlich schon seit Jahren.

Ich schlucke die Tränen hinunter und lasse mich aufs Sofa fallen.

Meine Mutter wirft Ben einen scharfen Blick zu und unterdrückt ein Seufzen, aber so, dass es deutlich zu hören ist, ein zischendes Geräusch. Alles Feierliche ist verschwunden. Sie sieht nicht mehr aus wie früher, sondern wie immer, beißt auf die Innenseiten ihrer Wangen und knetet die Hände. Seit der Ahlo wieder aufgetaucht ist, will meine Mutter nicht mehr in die Brandung springen, sondern versucht nur, nicht zu ertrinken. Manchmal habe ich das Gefühl, sie ist so in ihrem Überlebenskampf gefangen, sie würde es nicht merken, wenn sie wieder festen Boden unter ihren Füßen hätte.

Ich fühle, wie es in ihr nagt, und ziehe meine Schuhe nicht aus, bevor ich meine Füße auf den Couchtisch lege.

Meine Mutter sieht mich missbilligend an.

»Wo warst du denn?«, fragt sie mit diesem dringenden Unterton in der Stimme, der an mir zieht wie ein kleines Kind an Mamas Rock. »Theo hat dich schon um halb eins auf dem Marktplatz gesehen.«

»Was für ein Zufall.« Ich hebe die Augenbrauen. Theo, ihr Chef und der Inhaber des Cafés, ist dafür bekannt, dass er die besten Pralinen der Region macht, und dafür, dass er alles mitkriegt, was in dieser Stadt passiert.

Meine Mutter ignoriert meinen ironischen Tonfall. »Er meinte, du wärst einfach an ihm vorbeigefahren. Ich dachte, die Prüfung geht bis nach der Sechsten?«

Ich betrachte meine Fingernägel und könnte ihr einfach sagen, dass ich früher fertig war und zum See gefahren bin. Seit ich volljährig bin und nicht erwachsen, wie sie gerne betont, darf ich zwar kommen und gehen, wie ich will, aber ich muss ihr sagen, wo ich bin, das ist der Deal. Meistens halte ich mich dran. Schließlich weiß ich, wie sehr die Angst ihr sonst zu schaffen macht.

Aber jetzt denke ich wieder an Olli und kann es ihr nicht sagen, weil Wut und Scham mich überrollen. Deswegen antworte ich: »Geht dich nichts an.«

»Ach, Leo.« Ihr sanfter Ton ist so bemüht, so verbissen und gleichzeitig verzweifelt, es ist kaum zu ertragen. »Rede doch mit mir.«

Ich sehe sie nicht an, spüre aber, wie sie mich ansieht. Mit jeder Sekunde, die ich so vergehen lasse, ist es, als würde ich ein Gummi immer weiter spannen. Es ist ein Spiel mit dem Feuer, einen Streit mit ihr zu provozieren, das letzte Mal ist meine Lavalampe dabei draufgegangen, und an der Wand in meinem Zimmer ist jetzt ein Riesenfleck.

Aus dem Augenwinkel erkenne ich, wie meine Mutter mit den flachen Händen über ihren Rock streicht, als würde sie ihre Spitzenschürze suchen, um sich daran festzuhalten. Die Geste ist so typisch und gleichzeitig so traurig, dass ich mir ein spöttisches Lachen verkneifen muss.

»Leonie.« Jetzt kann man die unterdrückte Wut schon besser hören. Ich weiß, dass es sie innerlich zerreißt und dass sie alle Mühe hat, sich zu beherrschen. Ein Teil von ihr will eine gute Mutter sein. Der andere will den Teller mit den Teilchen nehmen und ihn durchs Zimmer pfeffern. Sie ist ganz kurz davor, und sie verachtet sich dafür. Und mich verachtet sie dafür, dass ich sie so weit bringe.

Ich reibe mit den Fingern über meine Schläfen, obwohl ich lieber schreien würde. Augen zusammenkneifen, Hände auf die Ohren und einfach schreien, wie Ben es so oft gemacht hat, als er kleiner war und man ihm beispielsweise blaue statt rote Socken anzog oder seine Zahnbrste

mit den Borsten nach unten in den Becher stellte. Aber ich schreie nicht, das tue ich nie, und der Moment hängt weiter in der Luft wie ein Ballon kurz vor dem Platzen.

Als ich es nicht mehr aushalte, stürme ich aus dem Zimmer, durch den Flur und werfe die Wohnungstür hinter mir zu.

Auf der Vortreppe bleibe ich stehen, halte inne, überlege kurz, ob ich einfach fahren soll. Aber dann denke ich an Ben und setze mich auf die Stufe. Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, warte ich auf das Geräusch des Staubsaugers, den meine Mutter benutzt, als könnte man mit ihm nicht Krümel verschwinden lassen, sondern Situationen. Deswegen ist es auch bei uns immer blitzsauber.

Ich drehe mich zur Tür um. Noch immer dringt kein Geräusch aus unserer Wohnung, und ich werde langsam unruhig.

Von außen betrachtet, hat meine Mutter alles im Griff, nur Ben und ich wissen, welchen Preis sie dafür zahlt. Dass sie alle paar Wochen explodiert, damit sie nicht implodieren muss, und dass sie danach manchmal tagelang nicht aus dem Bett aufstehen kann, nicht zum Essen, nicht zum Duschen, nicht einmal zum Putzen.

Endlich höre ich ein monotones Dröhnen von drinnen und weiß, dass fürs Erste alles gut ist. Sofort stehe ich auf und schwing mich wieder aufs Rad, aber ich komme kaum in Gang. Seit heute Mittag hat sich der Widerstand mindestens verdoppelt. Oder meine Kraft halbiert. Trotzdem trete ich, so fest ich kann, in die Pedale, kneife die Augen zu Schlitzen zusammen und beiße auf die Zähne, trete fester und schneller und fester und schneller, bis meine

Muskeln lauter schreien, als ich es je könnte, und dann mache ich erst recht weiter.

Ich wünschte, meine Mutter hätte recht, und die Sache mit dem Staubsauger würde wirklich funktionieren. Ich würde diesen ganzen Tag wegsaugen und mich nie mehr dran erinnern.

Als ich in die Fußgängerzone einbiege und die Videothek an ihrem Ende in Sicht kommt, werde ich automatisch langsamer, und etwas in mir beginnt sich zu beruhigen.

Mich mit einem Film im Bett zu vergraben, ist für mich kein Zeitvertreib, sondern eher ein körperliches Verlangen, wie Hunger oder Durst. Vielleicht liegt es daran, dass jeder Film einen Anfang und ein Ende hat und dass es nicht länger als hundertzwanzig Minuten braucht, um vom einen zum anderen zu gelangen. Ich halte mich an Filmen fest wie andere an Religionen, mit einer Art irrsinnigem Glauben daran, dass am Ende alles gut wird, wenigstens Sinn ergeben wird. Was es in meinem Leben allerdings bisher noch nie getan hat.

Ich stelle mein Rad ab. Im Schaufenster des *Little Hollywood* hängen dieselben verblichenen Plakate wie immer: *Verrückt nach Mary*, *Armageddon* und seit Jahren *Jurassic Park*, drapiert zwischen ein paar Filmklappen und einer alten Popcornmaschine. Doch als ich mich der Tür nähere, sehe ich, dass der hintere Teil des Ladens nicht beleuchtet ist und dann ein mit Edding gemaltes Schild: »Geschlossen wegen Inventur«.

Ich starre es an, bis die Buchstaben vor meinen Augen verschwimmen.

Umdrehen sollte ich und zurück nach Hause fahren, stattdessen gehe ich näher an die Scheibe heran. Die Stirn

gegen die Glastür gelehnt, lasse ich meinen Blick über die Filme auf ihren dunklen Regalen schweifen, überlege, welchen ich ausleihen würde, wenn ich nur könnte.

Da sehe ich Licht, das durch den Türspalt hinter der Theke dringt.

Ich halte die flache Hand über meine Augen, um mein Blickfeld zu entspiegeln. Im Hinterzimmer läuft der Fernseher, zwei Beine in Jeans haben es sich davor gemütlich gemacht. Daneben auf dem Boden liegt ein Bundeswehr-rucksack.

Ich mache einen Schritt zurück und spüre, wie meine Fingernägel sich in meine Handflächen graben.

Nicht sein Ernst, denke ich. Nicht sein verdammter Ernst.

Von wegen Inventur.

Dort, wo ich gestanden habe, hat mein Atem die Scheibe beschlagen, und während ich die Stelle dabei beobachte, wie sie langsam verblasst, überlege ich, einfach gegen das Glas zu hämmern, natürlich nicht so fest, dass es in Wirklichkeit zerspringen würde, nur so, dass ich es mir vorstellen könnte.

Doch dann ist die Stelle verschwunden, einfach weg, als sei sie nie da gewesen, und ich stopfe meine Hände in die Taschen meiner Shorts, drehe mich um, gehe und denke, das hier ist nicht das richtige Leben, das kann es nicht sein, denn es fühlt sich so falsch an und vor allem überhaupt nicht neu, sondern ganz genauso wie immer.

## **zwei**

Heute ist die Party, und Olli kommt mich abholen, ist mein erster Gedanke, als ich aufwache.

Scheiße. Das ist der zweite.

Ich nehme mein Notizbuch vom Nachttisch und überlege. Mogelpackung. Täuschung. Schwindel. Heuchelei. Illusion. Wie viele verschiedene Worte es für eine Lüge gibt.

Ich entscheide mich für »Schwindel«, das trifft es erstens am besten, und zweitens scheint das Wort in meinen Gedanken zu vibrieren, als wäre es lebendig. Daran erkenne ich immer, dass es das richtige ist. Ich schreibe es auf die Liste, auf der ich alle Worte notiere, die in mir eine bestimmte Stimmung, eine Situation oder Erinnerung zum Klingen bringen. »Ein-Wort-Poesie« nenne ich es, obwohl sich das viel zu hochtrabend anhört, schließlich geht es mir nicht darum, sie mit anderen zu teilen, ganz im Gegenteil. Der Vorteil, wenn man nur einzelne Worte aufschreibt, ist, dass jeder sie lesen, aber niemand sie verstehen kann.

Vor ein paar Jahren noch habe ich »richtiges« Tagebuch geschrieben, täglich und mit Datum und dem ganzen Kram. Aber dann wusste meine Mutter auf einmal Dinge, die sie gar nicht hätte wissen können, also habe ich aufgehört. Ich weiß genau, dass meine Mutter auch heute noch

manchmal einen Blick in mein Notizbuch wirft, aber es macht mir nichts mehr aus. Manchmal lege ich es sogar absichtlich so hin, dass sie es sehen muss, und die Vorstellung, wie sie beim Lesen über meiner Liste brütet und nicht schlau aus ihr wird, bereitet mir nun keine Beklemmung, sondern so etwas wie Genugtuung, manchmal sogar Spaß.

Ich stehe auf, ziehe mich an. In der Küche, neben dem Teller mit dem letzten Vanillestütchen, klebt ein Post-it, auf dem meine Mutter mich darüber informiert, dass Ben heute früher kommt und ich ihn zum Fußballtraining bringen muss und außerdem eine neue Glühbirne für den Kühlschrank besorgen soll.

Sie schreibt mir täglich solche Post-its, meistens To-do-Listen, und ich sammle sie alle im Rollcontainer unter meinem Schreibtisch. Mittlerweile muss ich Tausende von ihnen besitzen. Ich weiß auch nicht genau, warum ich sie aufbewahre. Vielleicht tue ich es, weil wir auf ihnen ein ganz normales Leben führen. Eins, in dem ein Kühlschrank ohne Licht das größte Problem an einem Tag wie heute ist, eins mit Einkaufslisten und Erledigungen zum Abhaken.

Ich ziehe das Post-it von der Arbeitsplatte und betrachte es. Dann, aus einem Impuls heraus, zerknülle ich es in meiner Faust.

Vielleicht sammle ich die Dinger auch nur noch aus Gewohnheit.

In diesem Moment klingelt es.

»Einschreiben für Leonie Ziegler«, sagt die Postbotin.

Ich habe noch nie ein Einschreiben bekommen, unterzeichne, öffne den Brief, und als ich begreife, was

drinsteht und was das bedeutet, lehne ich mich mit dem Rücken gegen die Wand und lasse mich hinuntergleiten, bis ich auf dem Boden sitze. An der Haut zwischen Hosensbund und T-Shirt spüre ich, wie kalt die Fliesen im Hausflur sind.

»Briefe von deinem Vater nicht lesen«, lautet die Regel meiner Mutter. »Sondern ungeöffnet an den Anwalt.«

Zu spät. Dafür hätte ich auf den Absender achten müssen. Ich drehe den Brief um, es gibt keinen.

In meiner Vorstellung lacht der Ahlo jetzt. *Reingelegt.*

Die Postbotin ruft mir zu, ob ich noch ein Päckchen annehmen könne, die von Nummer 9 seien nicht da.

Ich nicke und unterschreibe das zweite Mal an diesem Tag eine Empfangsbestätigung. Das Päckchen, das sie mir in die Hand drückt und das nicht für mich ist, hat eine handschriftlich geschriebene Adresse, nicht hingekritzelt, sondern Schönschrift. Da hat sich jemand Mühe gegeben. Hinter »Frau Annabel Flor« ist sogar ein Kugelschreiberherz gemalt.

Ich könnte einfach tauschen, so tun, als wäre ich *Frau Annabel Flor*.

Was wohl drin ist?

Aber ich öffne es nicht, sondern bleibe weiter sitzen und beobachte eine Biene, die auf einer Löwenzahnblüte landet, danach auf Klee, eine zweite kommt dazu. Ich kann ihr Summen hören, es ist sogar lauter als das Geräusch der Motorsäge, aber das kommt auch von sehr weit weg. Ich schließe die Augen und konzentriere mich ganz auf die Geräusche. Meine Ohren vermitteln mir oft ein präziseres Bild von Situationen als meine Augen. Wahrscheinlich liegt das daran, dass ich jahrelang trainiert habe, die Geräusche meiner Eltern nicht nur wahrzunehmen, sondern

zu deuten. Die Art, wie meine Mutter die Tür hinter sich schließt, wenn sie nach Hause kommt, verrät mir noch heute alles über den weiteren Verlauf unseres Abends.

Am Ende stehe ich doch wieder auf.

Ich weiß nicht, wie spät es ist, und Ben soll mich nicht hier sitzen sehen, denn dann würde er fragen, warum ich das tue, und ich müsste ihm eine Antwort geben. Ben eine Antwort zu geben, ist das Letzte, das ich will, denn ich bin nicht gut im Lügen.

Also verstecke ich den Brief ebenfalls im Rollcontainer, ganz unten bei den Bewerbungsunterlagen für Köln, obwohl ich weiß, dass ich ihn auf die Kommode legen sollte, wo meine Mutter ihn finden würde. Aber wenn sie ihn liest, kann ich nicht mehr so tun, als hätte ich ihn nie bekommen.

Ben kommt aus der Schule. »War scheiße wie immer«, sagt er, »aber in der großen Pause hat Hannes ordentlich aufs Maul bekommen, das hatte er verdient und das war gut.«

Ich frage nicht, warum Hannes das verdient hat, denn nach allem, was ich über Hannes weiß, kann man pauschal behaupten, er habe es verdient. Stattdessen stelle ich eine Packung Cornflakes auf den Tisch und sage »Mittagessen«.

Bens Augen leuchten, wie nur seine es können, und ich freue mich, weil er sich freut, und für den Moment gibt es nur uns zwei auf der Welt, und damit ist sie kurzzeitig in Ordnung.

»Ich dachte, du wolltest das nicht mehr so oft machen?«, sagt er.

»Heute schon.« Ich wuschle ihm durch sein dichtes dunkles Haar, er ruft »Lass das!«, und ich ziehe die Hand weg, aber muss dabei lächeln.

Ich hole die Milch aus dem Kühlschrank, er die Schüsseln aus der Schublade, gibt mir eine und spült die andere noch einmal gründlich, obwohl sie sauber ist. Das macht er schon, seit er allein ans Waschbecken kommt, so wie er jeden Lichtschalter dreimal betätigt oder sich nur von links auf einen Stuhl setzt und noch tausend andere Dinge, die meine Mutter erst »Zwänge« und irgendwann, nach mehreren Gesprächen mit der Sozialarbeiterin vom Jugendamt, »Bedürfnisse« nannte und die mir im Alltag kaum mehr auffallen. Ich beobachte ihn dabei, wie er die Schüssel nun sorgfältig abtrocknet. Als er fertig ist, stellt er sie neben meine, ich kippe Cornflakes in beide, er gießt Milch hinterher, stellt die Eieruhr auf eine Minute und wartet. Angeblich sind dann die Cornflakes genau richtig weich geworden.

Ich sage »Du bist eklig« und schaufele in der Minute meine Schüssel leer. Als wir fertig sind, machen wir Schnick, Schnack, Schnuck.

Ben hat Brunnen, ich habe Schere.

Er strahlt und boxt triumphierend in die Luft.

Ich seufze und verdrehe die Augen, aber ich öffne den Kühlschrank und nehme die Tupperdose mit dem Essen, das meine Mutter für uns vorgekocht hat, Couscous mit irgendwas, heraus. Dann gehe ich nach draußen und sehe mich um. Niemand da. Weiter in den Nachbarvorgarten, hinter den Schuppen zum Kompost. Dort kippe ich die Dose aus, und mit ihrem Deckel schaufele ich noch eine Ladung Zwiebel- und Kartoffelschalen über den Haufen, damit es nicht auffällt.

Hinterher kontrolliere ich Bens Fußballtasche, alles drin, setze ihn auf meinen Gepäckträger und fahre los.

»Wann machst du endlich deinen Führerschein?«, murrte er.

»Wann flickst du endlich deinen Reifen?«

Statt einer Antwort schlingt er seine Arme um meinen Bauch.

Ich spüre seine Wange an meinem Rücken, während ich durch die Stadt und bis zum Fußballplatz fahre.

Ben springt ab, bevor ich angehalten habe, ruft mir ein schnelles »Tschö« zu und verschwindet, ohne sich umzudrehen, in einem Pulk von Jungs, die sich über irgendwelche Sammelkarten beugen. Panini oder Pokémon, ich weiß nie genau, was da grade aktuell ist. Ich sehe ihm zu, bis er in der Kabine verschwunden ist.

\*

Mein Rückweg führt am *Little Hollywood* vorbei, und als ich sehe, dass Klaas, der Inhaber, hinter der Theke steht, gehe ich hinein.

Schon beim ersten Schritt in den Laden, merke ich, wie mein Körper sich entspannt. Egal was in meinem Leben schief läuft, jedes Mal wenn ich die Videothek betrete, verschwindet das alles.

Ich schlendere die Regale entlang und entscheide mich spontan für *Pretty Woman*, nehme den Anhänger, der an einem Haken unter der Originalhülle hängt, ab und gehe zur Theke.

Klaas wirft einen Blick darauf. »Nichts Französisches?«

»Nee, ich bin mit der Prüfung durch.«

»Mit allen?«

»Fast. Nur noch die mündliche, aber da hat jemand die Aufgaben mal kopiert und weitergegeben. Sind seit Jahren dieselben.«

»Na dann, Glückwunsch.«

»Abwarten«, sage ich, obwohl ich doch ziemlich sicher bin, dass mir seine Glückwünsche zustehen, trotz der frühen Abgabe. Die Schule ist das Einzige, in dem ich gut bin.

Gut war, denke ich. Vergangenheit.

Klaas gibt erst die Nummer des Filmes, dann meine Ausweisnummer in seinen Computer ein, beides kennt er auswendig, natürlich. Er sieht aus, als müsste er eigentlich Platten verkaufen, trägt Pferdeschwanz und Jeansweste wie andere Leute Uniform und verleiht seine Filme mit einer entsprechenden Ernsthaftigkeit.

Er zieht die Schublade aus dem Schrank hinter der Theke, greift ohne hinzusehen, hinein und reicht mir eine der weißen Hüllen. Sie ist gebrandet mit dem *Little Hollywood*-Logo, das aussieht, als hätte es jemand mit Paint erstellt, der das zum ersten Mal gemacht hat. Ich mag es grade deswegen, so wie alles andere hier auch. Der Teppich ist ausgetreten, die Kinossessel neben dem Eingang voller eingeritzter Initialen. Der rote Samtvorhang hinter der Theke hing bestimmt jahrzehntelang vor irgendeiner Leinwand, und auch die Holzregale, in denen die Filme stehen, haben wohl schon ein paar Leben gelebt, vielleicht in einer Bibliothek. Und der Pappaufsteller von Bruce Willis steht jedes Mal woanders, als würde er nachts lebendig.

»Danke«, sage ich.

Klaas nickt. »Bis die Tage.«

Ich überlege kurz, ob ich ihm von der »Inventur« in seinem Laden erzählen soll, entscheide mich aber dagegen.

Zu Hause sehe ich mir den Film an. Danach liege ich rücklings auf meinem Bett, höre Run-D.M.C. und beobachte, wie das goldene Licht des frühen Abends über die Zimmer-

decke wandert. Wie bei einer Blume, die am Morgen ihre Knospen öffnet, ist die Bewegung zu langsam, als dass man sie wirklich sehen könnte, egal wie sehr man versucht, sie wahrzunehmen, und ich versuche es wirklich sehr. Ich starre die Raufasertapete an. Es muss doch etwas zu erkennen sein, ein Weiterrücken, irgendeine *Veränderung*. Aber wie eine Blüte eben irgendwann einfach geöffnet ist, ist auch das Licht irgendwann von der Seite der Decke an die linke Wand gelangt, vor meinen Augen, aber ohne dass ich es gesehen habe.

\*

Um zehn nach sieben läutet es. Ich werfe noch einen Blick in den Spiegel, straffe die Schultern, fühle mich recht gewappnet, hole tief Luft und öffne.

Olli riecht nach Deo und Haargel. Unter seiner übergroßen Sweatshirtjacke trägt er die ersten drei Knöpfe seines Hemdes offen. Anstelle einer Begrüßung reckt er eine Saftflasche, gefüllt mit einer orangen Flüssigkeit, die definitiv kein Saft ist, empor.

Ich bleibe in der Tür stehen, während er sich schon aufs Fahrrad schwingt.

»Was ist los?« Er sieht mich fragend an.

Die Wut auf ihn ist weg, das ist los. Stattdessen bestehe ich nur noch aus dem überwältigenden Wunsch, die Zeit zurückdrehen zu können. Ich wünschte, ich hätte niemals allein am Steg gegessen, denn dann könnte ich noch glauben, er würde mich wieder küssen. Vielleicht heute Abend.

Mit einer Mischung aus Widerwillen und Aufregung ziehe ich die Haustür hinter mir zu. Olli reicht mir die Flasche, ich setze an und trinke: Wodka-O.

Wortlos fahren wir nebeneinanderher, und obwohl ich krampfhaft versuche, mir klarzumachen, dass ich nicht wieder auf ihn hereinfallen sollte, breitet sich in mir das selbe kribbelige Gefühl aus wie sonst. Am liebsten würde ich von jetzt an nicht mehr anhalten, damit Olli immer weiter neben mir fährt und zwischen uns doch noch alles möglich ist.

Wir gabeln Karo an der Ecke auf. Ich sehe sie schon von Weitem, sie ist auch nicht zu übersehen, weil sie freihändig auf uns zufährt und dabei mit beiden Armen winkt. »Leo, was geht denn bei dir?«, ruft sie, kaum dass wir in Hörweite sind.

Ich erreiche ihren Dunstkreis und huste. Parfumwolke.

Olli sieht erst mich fragend an, dann Karo, die mit zerzauster Frisur, roten Wangen und etwas außer Atem neben uns zum Stehen kommt. »Leo ist gestern mitten in der Französischklausur einfach raus und geht seitdem nicht ans Telefon.«

Sofort spüre ich, wie ich rot werde. »Keine große Sache«, rufe ich im Losfahren. »War einfach früh fertig.«

»Du hast doch nicht ...« Olli ist plötzlich neben mir.

»Was?«

»Warst du am See?« In seiner Stimme schwingt etwas mit. Gewissensbisse? Bewunderung?

»Nee«, sage ich. »Ich war einfach fertig.«

Er lacht. »Dachte schon.«

Karo ist etwas schwerer zu überzeugen. Sie weiß, dass ich die Prüfungen ernster genommen habe als sonst, fast so ernst wie sie. Doch als wir an der alten Stadtmauer gelangt sind, sagt sie: »Was soll's, wahrscheinlich kriegst du trotzdem wieder die einzige Eins.« Sie lacht dabei, der

säuerliche Unterton ist nur zu hören, wenn man sie schon lange kennt.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sie mich verstohlen mustert. Da ist sie wieder, diese hauchdünne Angespanntheit zwischen uns, die es früher nicht gab, die in den letzten Monaten aber immer wieder da und immer wieder weg war. Grade war sie weg, jetzt ist sie da.

Ollis absichtliches Husten klingt wie »Streber«. Dann wechselt er das Thema, erzählt von seinen bevorstehenden Regatten und Karo von ihrem Kurztrip nach Paris mit ihrer Mutter und ihrer Großmutter, morgen gehe es los. »Kurztrip nach Paris« klingt für mich so abwegig, dass ich nicht einmal neidisch bin.

Ich stürze mich in den Abend, singe, lache, trinke mit einem einzigen gierigen Zug. Irgendwann stehe ich auf der Tanzfläche, meine Haare kleben in meinem Gesicht, mein Top an meiner Haut. Die Augen geschlossen, spüre ich die Musik in meinem Körper, Ace of Base, Tic Tac Toe, die Backstreet Boys, und dann: Spice Girls, »Wannabe«. Gekreische. Aus einem Impuls heraus will ich nach Karo rufen, aber die ist schon vor Längerem mit einem Fußballer verschwunden, dessen Namen ich vergessen habe. Basti oder Alex, einer von denen, die es sehr oft gibt. Sie macht das jedes Mal, und auf dem Heimweg halte ich dann ihre Haare, wenn sie sich ins Gebüsch übergibt.

Egal.

*If you wanna be my lover.*

Ich singe aus voller Kehle mit, man kann meine Stimme sowieso nicht hören, der Bass ist viel zu stark. Er wummert in meinem Zwerchfell. Ein gutes Gefühl, denke ich, und genau in diesem Moment trifft mein Blick den von Olli.

*I'll tell you what I want, what I really, really want.*

Er steht an der Theke, breitet die Arme aus, und anstelle meines Kopfes regiert mich nun mein Herz oder mein Körper oder eventuell der Alkohol, jedenfalls verlasse ich die Tanzfläche, gehe zu ihm hin und lasse mich gegen seine Brust sinken wie in ein weiches Kissen. Der Stoff seiner Jacke ist kühl, er muss draußen gewesen sein, und der Reißverschluss drückt gegen meine Wange.

Er legt seinen Arm um meine Schultern, flüstert: »Hey!« Sein Mund ist genau neben meinem Ohr.

»Lass mal rausgehen.« Olli wartet meine Antwort nicht ab, sondern zieht mich mit, dirigiert mich mit seiner Armbeuge an meinem Nacken durch den Raum, und ich stoße fast gegen Jo, der mit einer Gruppe Mädchen, die ich noch nie gesehen habe, in der Tür steht. Sie haben ihn umringt, lachen, reden und versuchen recht offensichtlich, sich gegenseitig zu übertrumpfen. Er scheint davon unbeeindruckt, was sie natürlich nur noch anspricht.

»Mach Platz, Mann«, sagt Olli.

Ohne sein Gespräch zu unterbrechen oder uns überhaupt anzusehen, tritt Jo zur Seite. Karo sagte vorhin, man erzähle sich, er habe in der Klausur gestern nur ein weißes Blatt abgegeben. Aber das heißt nicht unbedingt etwas, denn man erzählt sich vieles über Jo, zum Beispiel soll er seinen Meerschweinchen das Wasser aus seiner Bong zu trinken geben. Aber ehrlich gesagt kann ich mir nicht vorstellen, dass Jo Meerschweinchen besitzt.

Ich drücke Ollis Hand, jetzt bin ich diejenige, die ihn nach draußen zieht. Frische kalte Luft, Sternenhimmel, jemand kotzt.

Olli nimmt seinen Arm von meinen Schultern, und sofort fehlt mir etwas.

Er steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen und hält mir die Schachtel hin. »Auch eine?«

Ich schüttele den Kopf.

»Stimmt ja«, sagt Olli mit einem Hauch von Spott in der Stimme, der mir einen leichten Stich versetzt.

Als wir ungefähr dreizehn waren, erwischten Ollis Eltern ihn dabei, wie er sich hinterm Clubhaus eine ihrer Zigaretten anzündete, und erzählten meiner Mutter davon. Daraufhin nahm sie mich beiseite, ich musste meine Augen schließen und mir etwas vorstellen.

»Es ist ein Samstagmorgen im Mai«, sagte sie, »und du hast vergessen den Wecker auszumachen.«

»Scheißvorstellung«, antwortete ich.

»Jetzt warte doch mal«, sagte sie. »Jedenfalls klingelt der Wecker, und du wachst auf und bist genervt und müde und hast schlechte Laune. Doch dann, als du dich grade aus dem Bett quälen willst, fällt dir plötzlich ein, dass Samstag ist und du überhaupt nicht aufstehen musst, sondern liegen bleiben kannst. Plötzlich bist du ganz voller Glück. Du kuschelst dich zurück unter die Decke, das Fenster ist auf Kipp, die Sonne scheint, Vögel zwitschern, und das Wochenende liegt vor dir wie ein Geschenk, mit dem du nicht gerechnet hast.« Sie machte eine dramatische Pause, und ich hielt mit ihr die Luft an, weil ich wusste, jetzt würde der Wendepunkt kommen, das Aber, die Relativierung, die es in jeder ihrer Geschichten gab, immer genau dann, wenn eigentlich grade alles gut war. »Aber dann«, fuhr sie auch prompt fort und senkte die Stimme, »ist das Einzige, an das du denken kannst, eine Zigarette. Du musst doch aufstehen, um sie zu holen, zündest sie an, und es riecht nicht mehr nach frischer warmer Luft, sondern nach Rauch. Es spielt keine Rolle, dass du

ein Wochenende geschenkt bekommen hast und dass die Vögel zwitschern, weil du immer nur noch an die nächste Zigarette denken kannst.« Grabesstimme. »So ist das nämlich, wenn man süchtig ist. Alles Schöne wird egal.«

Wer würde da noch rauchen wollen?

Olli nimmt einen tiefen Zug und bläst mir den Qualm ins Gesicht.

»Blödmann«, sage ich.

Er lacht und deutet auf meine nackten Arme. »Kalt?«

»Mh.«

»Halt mal.« Er drückt mir seine Zigarette in die Hand und schält sich aus seiner Sweatshirtjacke. »Hier.«

Ich ziehe Ollis Jacke an, er schmeißt seine Kippe auf den Boden, tritt drauf, sagt »Ich muss mal wohin« und verschwindet in der Dunkelheit.

Erst bleibe ich stehen, er wird ja gleich zurück sein, aber als er nach zwei Liedern immer noch nicht wieder da ist, gehe ich hinein.

Obwohl mir Hitze, Schweiß und Partynebel entgegen schlagen, behalte ich Ollis Jacke an, fühle die Ärmel um meine Handgelenke schlackern. Ich lasse meinen Blick durch den Raum schweifen, aber auch hier ist Olli nirgends zu sehen.

»Mehr Nebel!«, ruft jemand, und sofort strömt eine dichte Wolke aus der Maschine hinterm DJ-Pult. Körper reiben sich aneinander, die weißen Schwaden machen sie unsichtbar, lassen Konturen verschwimmen und Hemmungen auch. Ich schlage eine Hand weg, die an meinen Hintern greift, drehe mich um, will wieder hinaus.

Da, endlich, sehe ich ihn. Nur wenige Meter entfernt, wendet er mir den Rücken zu. Sein rechter Arm stützt sich

gegen die Wand. Sein Mund ist direkt neben dem Ohr von Anna.

Übelkeit steigt in mir auf.

Ich sehe nicht, ob sie sich küssen, aber ich sehe, dass nicht mehr viel dazu fehlt, und das genügt, um mir den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Scheiße, tut das weh. Warum tut das so weh?

Mit einem Ruck, den ich in meinem ganzen Körper spüre, löse ich mich aus meiner Starre. Es fühlt sich an, wie nackte Haut von Leder loszureißen. Wie eine festgefrorene Zunge vom Capri-Eis.

Ich stolpere nach draußen. Luft. Als ich nach Wasser frage, werde ich ausgelacht.

»Wasser ist für Amateure.«

»Wer nicht kotzt, trinkt nicht am Limit.«

Ich lehne mich gegen die Mauer. Sie bebt in meinem Rücken. Ich schließe die Augen, und als ich sie wieder öffne, sehe ich Olli, sein Arm um Annas Hüfte.

Unter den Pfiffen seiner Freunde gehen sie den Feldweg hinunter in die Nacht. Kurz bevor die Dunkelheit sie verschluckt, dreht Olli sich noch einmal um, schmeißt sich die blonden Haare aus dem Gesicht. Lächelt. Und formt dann hinter Annas Rücken das Victory-Zeichen.